

(Nachdruck verboten.)

29]

Foma Gordjejew.

Roman von Maxim Gorki. Deutsch von Klara Brauner

Endlich riß man Foma los, indem man sich auf ihn stürzte, und er sah wie durch einen rötlichen Rauch am Fußboden zu seinen Füßen den von ihm gezüchtigten Menschen. Zerraut und zerzaust bewegte dieser seine Füße auf dem Fußboden, indem er sich aufzustehen bemühte; zwei schwarze Männer hielten ihn unter den Armen, seine Hände hingen wie verwundete Flügel in der Luft und er schrie mit von Schluchzen unterbrochener Stimme Foma zu:

„Mich darf man nicht schlagen! Man darf nicht! Ich habe einen Orden . . . der Schuft! Oh, der Schuft! Ich habe Kinder . . . mich kennen alle! Der Schurke! Der Wilde. . . o—o—oh! Du kannst auf ein Duell rechnen!“

Und Uchtischtschew sagte zu Foma laut ins Ohr:

„Gehen wir, mein Bester, um Gottes willen!“

„Wart, ich werde ihm eine Ohrfeige geben!“ rief Foma. Doch man schleppte ihn fort. In seinen Ohren sauste es, das Herz schlug schnell, doch er fühlte sich leicht und wohl. Und beim Ausgang des Klubs atmete er tief und frei auf und sagte gutmütig lächelnd zu Uchtischtschew:

„Ich hab's ihm schon gezeigt, was?“

„Hören Sie!“ rief der lustige Sekretär empört ans. „Verzeihen Sie, das ist wild! Zum Teufel, ich sehe so etwas zum erstenmal!“

„Mein Lieber,“ sagte Foma freundlich, „hat er denn die Züchtigung nicht verdient? Ist er nicht ein Schuft. Wie kann man so etwas hinter dem Rücken sagen? Nein, man muß dann zu ihr gehen und es ihr sagen . . . ihr selbst, geradeheraus!“

„Erlauben Sie . . . der Teufel hol' Sie. Sie haben ihn doch nicht nur ihretwegen durchgebleut!“

„Das heißt, wieso nicht ihretwegen? Warum denn sonst?“ fragte Foma erstaunt.

„Warum? Das weiß ich nicht. Sie hatten wohl noch eine alle Rechnung zu begleichen! Mein Gott! War das eine Scene! Ich werde sie mein ganzes Leben nicht vergessen!“

„Wer ist er denn, der Mensch da?“ fragte Foma und lachte plötzlich. „Wie er „Dummkopf“ geschrien hat!“

Uchtischtschew sah ihm fest ins Gesicht und fragte:

„Sagen Sie — wissen Sie wirklich nicht, wen Sie geprügelt haben? Und war es in der That nur Sofja Pawlowna wegen?“

„Bei Gott!“ beteuerte Foma.

„So, — das versteh' der Teufel!“

Er blieb stehen, suchte verblüfft die Achseln, schwenkte den Arm in der Luft und begann wieder über das Trottoir zu schreiten, indem er Foma von der Seite anblickte.

„Sie werden dafür büßen, Foma Ignatjitsch.“

„Wird er mich vors Gericht bringen?“

„Gäbe Gott, daß es so wäre . . . Er ist der Schwiegerjohn des Vicegouverneurs.“

„So—o—o!“ sagte Foma gedehnt und machte ein langes Gesicht.

„Ja—a. Wenn man die Wahrheit sagen soll, ist er ein Schurke und ein Betrüger. Man muß zugeben, wenn man von dieser Thatsache ausgeht, daß er die Züchtigung verdient hat. Wenn man aber in Betracht zieht, daß die Dame, die Sie unter ihren Schutz nehmen, auch . . .“

„Herr!“ sagte Foma bestimmt und legte die Hand auf Uchtischtschews Schulter. „Du hast mir immer sehr gefallen . . . und jetzt gehst Du mit mir. Ich verstehe und würdige das. Sprich mir aber nicht schlecht von ihr! Wie sie Eurer Meinung nach auch sein mag, meiner Meinung nach . . . mir ist sie teuer . . . für mich ist sie die Beste. Ich sage das geradeheraus . . . wenn Du schon mit mir gehst, rühre sie nicht an. Ich halte sie für gut, folglich ist sie gut.“

Uchtischtschew hörte in Fomas Stimme eine große Erregung, blickte ihn an und sagte sinnend:

„Sie sind ein merkwürdiger Mensch. Das muß man zugeben.“

„Ich bin ein einfacher, ein wilder Mensch. Ich habe ihn

gezüchtigt und freue mich jetzt. Und dann mag geschähen, was will.“

„Ich fürchte, es wird schlecht enden. Wissen Sie, — auch ich werde aufrichtig sein, Sie gefallen mir ebenfalls . . . obgleich — hm! es mit Ihnen gefährlich ist. Es kann so eine . . . ritterliche Lanze über Sie kommen, und dann kriegt man von ihnen was zu kosten.“

„Aber wieso denn! Es ist ja zum erstenmal! Ich prügle die Menschen doch nicht alle Tage,“ sagte Foma verlegen. Sein Begleiter lachte.

„Was Sie für ein Ungeheuer sind! Hören Sie, es ist gewaltthätig, zu schlagen . . . es ist schlecht . . . entschuldigen Sie mich. . . Ich will Ihnen aber sagen, — im gegebenen Falle haben Sie gut daran gethan. Sie haben einen ausschweifenden Menschen, einen Cyniker und Parasiten gezüchtigt . . . einen Menschen, der seine Neffen ausgeraubt hat und unbefragt geblieben ist.“

„Also Gott sei Dank!“ sagte Foma vergnügt. „Ich habe ihn also ein wenig bestraft.“

„Ein wenig? Nun gut, nehmen wir an, daß es ein wenig war. Aber, hören Sie zu, mein Kind, gestatten Sie, daß ich Ihnen einen Rat erteile . . . ich bin vom Gericht. Er ist ein Schurke, dieser Anjasjew, ja! Man darf aber auch einen Schurken nicht schlagen, denn auch er ist ein soziales Wesen, das sich unter dem väterlichen Schutz des Gesetzes befindet. Man darf ihn nicht anrühren, so lange er die Grenzen des Strafgesetzes nicht überschritten hat. Aber auch dann werden nicht wir, sondern die Richter ihm vergelten. Und Sie müssen sich schon gedulden.“

„Wird er bald in Eure Hände kommen?“ fragte Foma naiv.

„Das ist unbestimmt. Da er kein dummer Kerl ist, wird das wohl nie geschehen. Und er wird bis ans Ende seiner Tage mit mir und mit Ihnen auf derselben Stufe der Gleichheit vor dem Gesetz leben. O Gott, was sage ich da!“ und Uchtischtschew seufzte komisch.

„Du verrätst Geheimnisse?“ sagte Foma lächelnd.

„Das gerade nicht, es ziemt mir aber nicht, leichtsinnig zu sein . . . Zum Kuckuck! Mich hat diese Geschichte aber ganz belebt. Wahrhaftig, die Nemesis bleibt sich auch dann treu, wenn sie einfach ausschlägt wie ein Pferd.“

Foma blieb auf einmal stehen, als sei er irgend einem Hindernis auf seinem Wege begegnet.

„Nemesis ist die Göttin der Gerechtigkeit,“ plauderte Uchtischtschew. „Was haben Sie?“

„Es hat doch damit angefangen,“ sagte Foma langsam und dumpf, „daß Sie sagten, sie verreise . . .“

„Wer?“

„Sofja Pawlowna.“

„Ja, sie verreist . . . Nun?“

Er stand Foma gegenüber und blickte ihn mit lächelnden Augen an. Gordjejew stand schweigend mit gesenktem Kopfe da und bohrte seinen Stock in einen Stein des Trottoirs.

„Kommen Sie,“ sagte Uchtischtschew.

Foma ging und sagte gleichgültig:

„Nun, so soll sie nur fahren. Ich bleibe allein.“

Uchtischtschew schwenkte seine Berge und begann zu pfeifen, indem er Foma anblickte.

„Werde ich denn ohne sie nicht leben können?“ fragte Foma, indem er vor sich hinsah, und sagte nach einer Weile leise und unsicher:

„Und wie!“

„Hören Sie!“ rief Uchtischtschew aus, „ich will Ihnen einen guten Rat geben . . . ein Mensch muß immer er selbst bleiben . . . Sie . . . Sie sind sozusagen eine epische Natur, und die Dyril steht Ihnen nicht. Das ist nicht Ihr Genre.“

„Du, Herr, sprich mit mir etwas einfacher,“ sagte Foma, nachdem er aufmerksam zugehört hatte.

„Einfacher? Gut . . . Ich will sagen — hören Sie auf, an dieses Dämchen zu denken. Sie ist eine giftige Nahrung für Sie.“

„Auch sie selbst hat mir das gesagt,“ sagte Foma düster.

„Sie hat das gesagt?“ fragte Uchtischtschew und wurde nachdenklich. „Om . . . Also so ist das . . . Wollen wir nicht zu Abend essen?“

„Ja, das wollen wir,“ willigte Foma ein und brüllte

plötzlich wild auf, indem er die gekauten Fäuste schwenkte. „Gehen wir, wenn schon, denn schon! Und ich werde loslegen . . . ich werde nach alledem so außer Rand und Band geraten, daß es eine Art hat!“

„Aber warum denn? Wir wollen bescheiden sein . . .“
 „Rein, warte!“ sagte Zoma gequält, indem er ihn bei der Schulter faßte. „Wie ist es denn? Bin ich schlimmer als die andern? Alle leben, drehen sich und eilen hin und her, und jeder hat seinen Stützpunkt . . . Und ich langweile mich. Alle sind mit sich zufrieden, und wenn sie sich beklagen, lügen sie, die Luder! Sie thun nur so . . . sie heucheln der Schönheit wegen. Ich brauche nicht zu heucheln, ich bin ein Dummkopf. Ich verstehe nichts, Bruder . . . Ich will einfach leben. Ich verstehe nicht zu denken, mir wird übel dabei. Der erste spricht so, der zweite anders . . . Pui! Und sie . . . ach! Wenn Du wüßtest . . . ich habe ja auf sie gehofft . . . ich habe von ihr erwartet . . . was ich erwartet habe, weiß ich nicht. Sie ist aber die Beste. Und ich habe ihr so geglaubt, wenn sie mir manchmal ihre eignen, besonderen Worte sagte, ihre Augen sind gar so schön, Bruder! Mein Gott! Man schämt sich, hineinzublicken . . . Also sie sagt mir ihre Worte, und mir wird alles klar. Ich habe sie ja nicht nur geliebt, meine ganze Seele war bei ihr. Ich habe gesucht, ich habe geglaubt, daß weil sie so schön ist, ich bei ihr wohl zu einem Menschen werde!“

Uchitschischew hörte die schweren, zusammenhangslosen Worte aus Zomas Munde strömen, er sah, wie seine Gesichtsmuskeln vor Anstrengung, die Gedanken auszudrücken, zuckten, und fühlte hinter diesem Wortschwall ein großes, ernstes Leid. Es war etwas tief Rührendes in der Ohnmacht dieses gefunden, wilden Bursten, der plötzlich mit groben, ungleichen Schritten wieder über das Trottoir zu marschieren begann.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Die Ausstellung für Spiritus-Industrie.

Am Sonnabendnachmittag ist im Institut für Bierungsgeerbe zu Berlin in der Seestraße eine Ausstellung für Spiritus-Industrie eröffnet worden, die ein umfassendes Bild von dem gegenwärtigen Stande der Spiritus-Industrie unter besonderer Berücksichtigung der Verwendung des Spiritus für technische Zwecke geben soll. Wenn man erwägt, daß der Verbrauch des steuerfrei abgegebenen Branntweins ganz bedeutend gestiegen ist, indem im Jahre 1887 noch nicht 39 000 000 Liter in Frage kamen, während im letzten Betriebsjahre 116 000 000 Liter für andre Zwecke als zum Trinkverbrauch steuerfrei abgegeben wurden, so ist ohne Weiteres die Annahme berechtigt, daß in den verschiedenen Zweigen der Spiritus-Industrie bedeutende Fortschritte erzielt sein müssen und daß mithin eine Ausstellung, in der alle wesentlichen Apparate und Anlagen dieser Industrie zu sehen sind, Interesse bietet. Eine Besichtigung der Ausstellung in der Seestraße giebt denn auch in der That ein recht anschauliches Bild von dem Stande der Spiritusindustrie, soweit die Verwendung des Branntweins für technische Zwecke in Frage kommt.

Wenngleich der Ausstellungskatalog mit der Spiritus-Verwertung beginnt, so dürfte eine rationelle Besichtigung doch zweckmäßiger in der Weise vorgenommen werden, daß man zuerst die Ausstellungsgegenstände für die Gewinnung der Rohmaterialien und die Spiritusdarstellung besichtigt.

Die Apparate, welche in einem zeitgemäßen landwirtschaftlichen Betriebe zur Gewinnung der als Rohmaterial für die Spiritus-Darstellung dienenden Kartoffeln im Gebrauch sind, kann man in Originalausführungen und in Modellen besichtigen; interessant sind die Kartoffelpflanzloch-Maschinen, die Kartoffelzuber- und Anhäufelungs-Maschinen und die verschiedenen Pflüge von hoher Leistungsfähigkeit. In einem besonderen Saal sind die für die Spiritus-Darstellung hauptsächlich in Frage kommenden Kartoffelarten aus den verschiedenen Gegenden Deutschlands so geordnet, daß man, auch ohne approbierter Agavier zu sein, eine gute Vorstellung gewinnt, in welcher Weise die Bodenart auf die Bestandteile der Kartoffel Einfluß hat; zu jeder Kartoffelorte gehört ein Schild mit der entsprechenden Analyse. Eine im Freien angelegte, im Betrieb befindliche Feldbahn-Anlage, auf deren Geleise zwei Spirituslokomotiven verkehren, kommt in der praktischen Landwirtschaft für den Transport der Rohmaterialien (Kartoffeln zc.) und der Fabrikate (Spiritus zc.) in Betracht.

Ziemlich umfangreich ist die Ausstellung für Dremereimaschinen. Hier sieht man alle zum Betriebe von Spiritus-Dremereien erforderlichen Apparate durch Anlagen, Modelle, Zeichnungen und Photographien dargestellt. Im Freien ist sogar eine eigenartige Gasanstalt zu sehen, in der durch trockene Destillation von Spiritus und Petroleum ein konstantes Gas erzeugt wird, mit dem ein Motor

betrieben wird, während außerdem noch eine Anzahl Lampen gespeist werden.

Von den ausgestellten Maschinen nehmen die Maisch- und Kühleapparate, die Pumpvorrichtungen, die Kartoffelreinigungs- und Schälmaschinen, Wagen verschiedener Art, Rezhvorrichtungen, Transporteinrichtungen, Präzisionsinstrumente und Betriebskontroll-Apparate für Kartoffel- und Kornbreimereien, Preßhefe-, Stärke- und Essig-Fabriken eine hervorragende Stelle ein. Daneben sind, wie in den meisten Ausstellungen, Dampfmaschinen zc. ausgestellt, die für den Großbetrieb in Frage kommen. Unter diesen nur sehr lose mit dem Zweck der Ausstellung in Verbindung stehenden Gegenständen verdient aber doch eines besonderes Interesse; man sieht nämlich ein aus drei Teilen zusammengesetztes, vollständig verbogenes Rohrstück von Maimesgröße stehen. Der Fachmann erkennt sofort, daß er es hier mit dem Flammrohr eines Dampfessels zu thun hat, das infolge Wassermangels durch die Einwirkung der Hitze der Feuerung in einer kaum glaublichen Weise deformiert worden ist. Dieses Flammrohr stammt von dem Dampfessel einer Dremerei, der mit 8 Atmosphären Druck arbeitete; es zeigt so recht, daß gutes Material bei entsprechender Arbeit selbst bei größter Beanspruchung dicht hält und folgenschwere Explosionen verhindert.

Spiritusmotore sind in den verschiedensten Konstruktionsweisen und mannigfachen Größen ange stellt. Bei diesen Motoren wird die treibende Kraft, wie bei allen sogenannten Explosionsmaschinen (Gasmotoren, Petroleummotoren zc.) dadurch erzeugt, daß im Cylinder des Motors selbst ein Gemisch eines brennbaren Gases oder einer vergasteten brennbaren Flüssigkeit mit atmosphärischer Luft entzündet wird, was das Vorwärtstreiben des Kolbens durch die so hervorgerufene Explosion zur Folge hat. Wenngleich der theoretische Wärmewert nur etwa 60 Proz. von dem des Petroleums ausmacht, so hat es sich doch gezeigt, daß die Verwendung von Spiritus zu Kraftzwecken rationell sein kann. Es hat sich nämlich herausgestellt, daß im Explosionsmotor nur etwa 15 Proz. der theoretischen Wärme des Petroleums ausgenutzt werden, während man beim Spiritus bis auf 28 Proz. Wärme-Ausnutzung kommt; dabei ist noch zu bemerken, daß man auf eine besonders gute Ausnutzung kommt, wenn man dem Spiritus ungefähr 16 Proz. Benzol zusetzt. Spiritusmotoren bis zu 20 Pferdestärken haben bisher hauptsächlich Verwendung gefunden.

Auf der Ausstellung dienen die Spiritusmotore verschiedener Größe zum Betrieb von Pumpen, Ventilatoren, Malzquetschen, Lokomobilen, Automobilen, Booten, Druckpressen zc. Unter den ausgestellten mannigfachen Motorwagen mit Spiritusbetrieb ist ein Fahrzeug hervorzubeden, welches vom Kriegsministerium entsandt worden ist; dieser Motorwagen ist schon seit einiger Zeit im Dienst der Heeresverwaltung benützt worden und wird von einem Kommando der Verlehrsgruppen auf der Ausstellung herumgeführt. Bezüglich der Leistungsfähigkeit sei nur auf einen Automobil-Fahrbierwagen von 60 Centner Tragkraft hingewiesen, der durch einen 12pferdigen Spiritusmotor betrieben wird.

Die Möglichkeit, Spiritus überall bequem erlangen zu können, die ja neuerdings die Anwendung des Spiritusmotors für Automobilwagen so sehr begünstigt hat, ist bekanntlich auch seit langer Zeit für die Verwendung desselben für Koch- und Heizzwecke sehr vorteilhaft gewesen. Die Ausstellung läßt erkennen, daß die jetzt fabrizierten Spirituslöcher eine hohe technische Vollkommenheit erreicht haben. Die Brenner der Kochapparate sind meist so eingerichtet, daß der Spiritus nicht direkt brennt, sondern daß die vom Brenner erzeugten Gase die Wärme liefern. Während früher hauptsächlich die kleinen Handlöcher Absatz fanden, sind auf der Ausstellung auch große Kochapparate zur Herstellung ganzer Mahlzeiten, sowie auch vollständige Spiritusherde mit Bratofen und allem Zubehör zu sehen. Spiritus-Lötapparate, Spiritus-Aufschonvorrichtungen zeigen, wie man den Spiritus für manche Zwecke der Metallindustrie nutzbar macht. Mehrere Oefen von verschiedenen Konstruktionen sind für die Zwecke der Zimmerheizung eingerichtet und dürften dort, wo man sonst infolge mangelnder Gasleitungen Gasöfen nicht benutzen kann, gern verwendet werden.

Im Betrieb befindliche Plätteisen mit Spiritusbeizung sollen die Verwendung des Spiritus als Heizmittel für Plättereizwecke veranschaulichen. Der Betrieb ist naturgemäß ein ungemein sauberer und hat gegenüber den Kohlenbügeleisen und den Plätteisen mit Erwärmung durch glühende Bolzen auch noch den Vorteil, daß die Geruchsbelästigung sehr gering ist. Gewiß dürfte daher die Verwendung des Spiritus-Plätteneisens für Haushaltszwecke sehr zu empfehlen sein. Anders steht es natürlich mit der Frage, ob man auch für Plättereibetriebe derartige Eisen benutzen soll. Es läßt sich nicht bestreiten, daß die mit einem solchen Plätteneisen hantierende Arbeiterin die Verbrennungsgase des Spiritus zum großen Teil einatmet, und es könnte daher wohl möglich sein, daß infolgedessen Krankheitserscheinungen auftreten. Wenn auch im Haushalte, wo doch die Benutzung eines solchen Plätteneisens immer nur von Zeit zu Zeit und auch dann nur für wenige Stunden stattfindet, diese Unannehmlichkeit der Benutzung von Spiritus-Plätteneisen keine Bedeutung hat, so liegen die Verhältnisse für die Plättereibetriebe denn doch so, daß die Frage einer eventuellen Gewerbekrankheit von vorn herein in Betracht gezogen werden muß.

Hervorragend gut ist die Abteilung für Spiritusbeleuchtung beschaffen. Das ist ja auch erklärlich, wenn man sich die gewaltigen Bestrebungen zur Schaffung eines erstklassigen Spiritusglühlichts vergegenwärtigt.

Bei den Spirituslampen wird das Princip angewendet, den Spiritus zunächst in Spiritusgas umzuwandeln. Die dann erzielte Flamme ist zwar nicht leuchtend, sie zeichnet sich aber durch hohe Heizkraft aus und diese wird nur zur Erhitzung eines Glühstrumpfes benutzt. Auf diesem Wege erhält man ein schönes ruhiges Licht von weißer Farbe. Leider haben aber die bisherigen Spiritusglühlicht-Lampen den Nachteil, daß man erst nach mindestens einer Minute genügend Heizgase entwickelt hat, um den Strumpf zum Glühen bringen zu können. Die meisten ausgestellten Lampen dieser Art lassen wohl Verbesserungen in dieser oder jener Hinsicht erkennen, aber den großen Mangel des nicht sofortigen Brennens haben sie doch noch. Mit ganz besonderem Interesse wird man daher die auf der Ausstellung zum erstenmal einem größeren Publikum zugänglich gemachte Spiritus-Glühlichtlampe des Ingenieurs Achnier bewundern, die keine Wartezeit bis zum vollen Glühen des Strumpfes kennt. Man zündet diese Spiritus-Glühlichtlampe wie jede gewöhnliche Petroleumlampe an und kann sie sofort in voller Lichtstärke benutzen! Weiter kann man diese Lampe auch ganz klein stellen, so daß dieser Lichtspender in der That allen Anforderungen des praktischen Haushaltes genügt. Wie aber so häufig, so ist auch hier das ganz Einfache das Beste gewesen. Diese neueste Spiritus-Glühlichtlampe ist so einfach wie jede gewöhnliche Petroleumlampe konstruiert. Das Problem, das so viele Erfinder in sehr komplizierter Weise bisher zu lösen suchten, hat Achnier in der denkbar einfachsten Weise gelöst. Da die Brenner so eingerichtet werden, daß man sie für jede Petroleumlampe benutzen kann, und da ferner die Preise auch sehr gering sind, so kann diese neue Lampe in der That ein Mittel bieten, um die Petroleumlampe mit ihrem unangenehmen Geruch zu verdrängen.

Neben dieser ausgezeichneten einfachen Spiritusglühlicht-Lampe, die als der interessanteste und wichtigste Ausstellungsgegenstand angesehen werden muß, verdient noch eine Spirituslampe Erwähnung, die wie das Lutz-Licht etwa 500 Normalkerzen entwickelt; leider ist sie aber nicht so einfach wie das Lutz-Gaslicht, denn sie benötigt eines Behälters, der unter Druck stehen muß. —
P. M. Crempel.

Kleines Feuilleton.

— Ueber die Pflege des Alpenveilchens schreibt Heinrich Nietner in der Wochenschrift „Kerthus“ (Altona-Ottensen. Chr. Adolff): Gleich am Anfange muß ich darauf hinweisen, daß das Alpenveilchen sich nur dann gut entwickelt und reichlich Blüten trägt, wenn es eine anmerksame Pflege empfängt. Es ist in dieser Beziehung ein gut Teil anspruchsvoller als andre Zimmerpflanzen, mit denen es gemeinsam das Fenster des Liebhabers schmückt. Es will nicht zu viel, aber auch nicht zu wenig Wasser; im ersten Fall faulen die Blätter und Blüten ab, im andren vertrocknen sie. Dann soll der Fensterplatz sonnig sein, aber die Blätter müssen immer noch einige Centimeter vom Fensterglas abbleiben, weil die Pflanze gegen Temperaturschwankungen sehr empfindlich ist. Letzteres ist ein Punkt, der vom Liebhaber meist gar nicht beachtet ist.

Wie wir alle wissen, schiebt heute kein Fenster mehr Luftdicht, der seine Zugwind streicht ungehindert hindurch und er ist es, der den meisten Alpenveilchen den Untergang bereitet. Oft sieht man auch, daß beim Reinigen und Lüften der Zimmer der Blumentopf am offenen Fenster seinen Platz behält, obwohl der also gedankenlos Pöndel. Ganz genau weiß, daß er selbst sich nicht imvorbereitet der kalten Außenluft aussetzen darf, will er sich nicht zum mindesten einen Schnupfen zuziehen. Ein einziges Mal aber die Pflanze der kalten Luft ausgereicht, veranlaßt, daß die Blätter sich kränkeln; die Pflanze kränkt, und das sofort erscheinende Ungeziefer hilft, sie schnell zum Absterben zu bringen. Weil aber das Alpenveilchen so sehr empfindlich gegen kalte Luft ist, sollte der Pfleger es auch vor dem feinen Zug am geschlossenen Fenster bewahren. Das kann man dadurch erreichen, daß man zwischen Fenster und Blumentopf einen Streifen Pappe, Holz od. dergl. schiebt, oder noch besser, daß man den Töpfen durch eine Stollage oder ein Känfchen einen etwas erhöhten Stand giebt. Das ist schon deshalb sehr zu empfehlen, weil die warme Zimmerluft dann auch unter dem Topf hindurchstreichen kann und die Topfwand von der Zugluft nicht mehr getroffen und zu sehr abgekühlt wird. Im allgemeinen verbraucht das Alpenveilchen sehr viel Wasser, man gebe den Töpfen deshalb einen Unterfang und gieße, besonders während der Blüte, sehr reichlich, ohne aber die Knolle dabei zu benehen; das in den Unterfang geflossene Wasser ist dann nach einer Stunde fortzuschütten. Ein tägliches Besprengen der Pflanze mit dem Thauspender ist sehr zu empfehlen.

Die Vermehrung des Alpenveilchens geschieht durch Samen. Gesät wird in flache, etwa 5 Centimeter hohe Samenschalen, genau 1 Centimeter tief. Am besten hat sich zur Aussaat Lauberde mit etwas Sand gemischt bewährt. Der Same soll recht frisch sein, ist immer gleichmäßig feucht zu halten und im geheizten Zimmer zur Keimung zu bringen. Für den Liebhaber ist die beste Zeit der Monat Januar, die Pflänzchen erstarken bald und kommen meist schon ein Jahr alt zur Blüte. Nachdem der Same einen Monat lang in der Erde gelegen, beginnt er zu keimen. Die jungen Pflänzchen werden nun recht dicht an das Fenster gestellt, täglich tüchtig gespritzt und häufig gedreht, um ein gleichmäßiges Wachsen zu erzwängen. Haben dieselben das dritte Blatt gebildet, so werden sie einzeln in ganz kleine Töpfe und alle zwei Monate in größere Töpfe gepflanzt,

um die Pflänzchen zur starken Wurzelbildung und damit zur stüppigen Entwicklung zu treiben. Im Monat August nimmt man die letzte Umpflanzung vor und setzt dann der Erde mit Vorteil etwa ein Drittel Mistbeeterde zu, um den Knospenausatz zu unterstützen.

Wenn Umpflanzung hat man dann darauf zu achten, daß die Knolle niemals von der Erde bedeckt wird, denn dieselbe muß aus den schon erwähnten Gründen stets etwas daraus hervorstehen. Stets ist aber auf einen hellen Standort Rücksicht zu nehmen, reichlich Wasser zu geben und zu spritzen, nur dadurch behalten die Pflanzen ein frisches Aussehen, ein kräftiges, gedrungenes Wachstum und die Blüten halten sich länger. Wer sich die Arbeit des Spritzens sparen will, der kann sich nur dadurch helfen, daß er die Pflanze in einem mäßig warm gehaltenen Raum pflegt. Hat die Pflanze abgeblüht, so beginnt die Zeit der Ruhe, die Blätter werden gelb und trocken ab, so lange das aber nicht vollkommen geschehen ist, muß der Topf immer noch hell stehen. Die Knolle wird alsdann mit dem Topf an einen nicht zu warmen Platz gestellt, am besten an eine schattige Stelle im Garten, und regelmäßig ganz wenig begossen, um ein Zusammenschrumpfen der Knolle zu verhüten. Sobald sich an der Knolle frische Triebe zeigen, ist dieselbe umzupflanzen (dasselbe geschieht von nun ab jedoch nur einmal im Jahre), hell zu stellen und anfangs nur mäßig zu gießen, erst mit Fortschreiten der Entwicklung darf die zu verabreichende Wassermenge gesteigert werden. —

Theater.

Lessing-Theater. Das Glück. Komödie in 4 Akten von Alfred Capus. — Julien Breard, Pariser Advokat ohne Stundtschaft, hat seine besondere Lebensphilosophie. Glück und Zufall entscheiden alles. Keine größere Unbescheidenheit, als durch eigenwillige Sorge diesen höchsten Mächten vorzugreifen! Abwarten, das ist alles, was der verständige Mensch vermag. Das Glück vergißt die Seinen — und er selbst rechnet sich mit in erster Reihe dazu — nicht. Ähnlich wie der liebe Gott der Fabel ist es, Hilfe bringend, da am nächsten, wo die Not am größten ist.

Er wenigstens hat die Erfahrung gemacht, daß, wenn sein leichtbetrachtetes Lebensschifflein irgend einer Katastrophe rettungslos entgegenzutreiben schien, dann immer noch rechtzeitig ein freundliches Zufallswunder sich eingestellt hat. Der Wind sprang plötzlich um, und mit fröhlich geblähten Segeln ging die Fahrt, im Vogen die drohenden Klippen umkreisend, weiter. Und wie es ihm in früheren Jahren immer erglückt ist, so glückt es ihm in der Komödie. Das Schicksal belohnt seinen Glauben, die Wechsel, die er auf den Zufall ausstellt, werden pünktlich eingelöst.

Das alles hätte lustig genug wirken können, wenn hinter dieser Lebensphilosophie ein Kerl stecken würde, dem sie lebenswürdig und natürlich zu Gesicht steht, ein lachender Humorist, der, neugierig unbekümmert durchs Leben schlendernd, sich an dem bunten Maskenspiel der Menschheit mit freiem Sinn ergötzt, und das „Glück“, hinter dem er gleich den andern keuchend einherzulaufen, viel zu faul ist, wenn's sein muß, auch entbehren kann.

Leider hat Herr Breard keine Spur davon. Er ist in seinem Innern genau so trift, so leer, so phantasielos und gedankenlos, wie irgend ein beliebiger Dandylstreber. Geld, Ehren, schöne Frauen — höher hinaus reicht sein Glück nicht. Und wenn das Glück ihm diese Schätze ernsthaft und auf die Dauer verlagern wollte, dann wäre es um das bishen philosophisch aufgeputzte Sorglosigkeit auch bald gethan. Nicht einmal etwas munteren Witz hat Capus diesem Gesellen, für den uns doch ein Interesse zugemutet wird, mitzugeben für nötig befunden. Und nicht geistreicher als Herr Breard ist das Glück, das sich um ihn bemüht. Keine Unkosten eines annuitig verhängenen Zufallsspielles voll neckischer Ueberraschungen! Das Allerimpfste, eine reiche Konnexion, die der Zufall anpinnt, genügt dem Dichter, um seine Helden siegreich aus allen bekümmerten Nöten zu befreien. Und ebenso verblüffend einfach ist das Verfahren, durch das der ewig Flatterhafte in den sicheren Ruhehafen einer Ehe hineinbugsiert wird. —

Im ersten Akt befinden wir uns in dem Blumenladen des Fräulein Charlotte Lannier, die ebenso schlechte Geschäfte wie Herr Breard, der Advokat von nebenan, macht. Beide kümmern das nicht viel. Sie hat von seiner verzweifeltsten Lage, von seiner Faulheit, seinem Leichtsinne viel gehört; sie weiß, er ist ein Frauenjäger, der ihrer, wenn sie ihm folgte, bald überdrüssig werden würde. Aber er ist hübsch, er weiß zu plaudern, und so — liebt sie ihn. Eine kurze Zeit des Glückes, dann mag kommen, was will! Josefine, das jüngste Blumenmädchen in dem Laden, denkt in dem letzten Punkte ebenso. Nur daß sie's mit dem Manne, den sie lieben soll, nicht so genau nimmt. Daß er ihr Spitzen und Brillanten, Equipage und Villa besorgen kann, das sind die persönlichen Eigenschaften, auf welche sie in erster Reihe sieht. Eben wie sie von einem solchen Ideale schwärmt, tritt daselbe in der Person des Herrn Tournour lebhaft über die Schwelle. Im Handumdrehen haben sich die Seelen gefunden, und der Handel — die Komödie thut so, als wäre er das spasshafteste und lustigste Ding auf der Welt — ist abgemacht. In aller Freundschaft nimmt das gutherzig-einfältige Geschöpf von Charlotte, die noch am gleichen Abend mit ihrem Advokaten auf und davon geht, Abschied.

Im zweiten Akt sieht man Breard und Charlotte als ein glückliches Pärchen in der nach wie vor von den Klienten ängstlich gemiedenen Manjardenwohnung des Advokaten wieder. In Anbetracht

Der steigenden Geldnot entwickelt er vor der Geliebten seine tröstliche Zufallsphilosophie. Ein paar Minuten später ist auch die Rettung da. Josephine bringt in dankbarer Erinnerung an Charlotte ihren Liebhaber Tournour, das Millionärsjüngchen, herangeschleppt. Bread wird von Tournour mit einem großen Prozeß betraut und gleichzeitig zum Dausenfreunde ausgerufen. Nun kann es ihm nicht fehlen!

Zu dritten Akt große Gesellschaft in dem Trowiller Landhaus dieses reichen Herrn. Bread, inzwischen ein gemachter Mann, und Charlotte tummeln sich unter den Gästen. Da einige Monate verfloßen sind, hat sich seine Liebe schon so weit abgekühlt, daß er auf neue Erwerbungen auszieht. Eine verführerische, mit ein paar Millionen ausgestattete Halbwitwe des ehrenwerten Tournourschen Bekanntenkreises hat es ihm angethan. Charlotte überrascht die beiden. Er läßt, aber ohne Erfolg. Das arme Mädchen, das mit zitterndem Herzen schon lange die große Enttäuschung voraussah, verläßt ihn. Bei aller Blindheit ihrer Liebe empfindet sie zu stolz, zu frei und zu natürlich, um ihn mit einer andern zu teilen.

Das hindert indes nicht, daß sie, um das Glück des Untertanen voll zu machen, im vierten Akt seine Frau wird. Herr Bread, der mit Riesenschritten Karriere macht und demnächst auch das Parlament als Abgeordneter verzieren soll, ist von jener pikanten Abenteuerin, die ihn zu einem Heiratsantrag zwingen will, von Tag zu Tag vertriebt worden. Endlich erkennt er, daß er ohne Heirat bei dieser kalkulierenden Dame nie an sein Ziel kommen werde. Ueber eine solche Perfide im Innersten seines ritterlichen Herzens empört, schreibt er ihr den Abschiedsbrief, und denkt bei der Gelegenheit daran, wie gut Charlotte zu ihm war. Josephine, die mit ihrem unvermeidlichen Tournour ihn in dieser Stunde gefränkter Eitelkeit und schöner Sentimentalität überrascht, holt rasch die Freundin herbei. Und im Ueberschwange seiner Gefühle bittet er, woran er ebenso wie die Geliebte nie im Leben gedacht haben, um Charlottens Hand.

So äußerlich wie diese paar Begebenheiten zusammengestellt sind, ist auch die Charakteristik, die sich kaum über das Niveau der gewöhnlichen Pariser Lebemann-Komödie erhebt. Nur Charlotte, ein Typus, der natürlich auch nicht auf irgend welche Originalität Anspruch erheben kann, zeigt etwas wärmere und tiefere Farben. Aus künstlerischen Qualitäten — auch die Milieuschilderung bleibt in kümmerlichen Ansätzen stecken — ist der große Erfolg der Capusischen Komödie in Paris gewiß nicht zu erklären. Eine leichte Unterhaltbarkeit mancher Szenen, mehr läßt sich diesem Stück beim besten Willen nicht nachrühnen.

Die Komödie fand im Lessing-Theater reichlichen Beifall, der aber vor allem dem trefflichen Spiel geadelt haben mag.

Agnès Sorma war eine Charlotte von freier, liebenswürdigster Natürlichkeit; nur etwas jugendlicher hätte man die kleine Labendaffinierin sich wünschen mögen. Meta Jäger machte aus dem leichtfertigen Ding, der Josephine, ein äußerst droßiges und niedliches Persönchen, und wurde in ihrem Spiel durch ihren Gegenpart, Herrn Schönfeld, als Tournour, glücklich unterstützt. Nicht ganz so paßte Herr Patry zu der Rolle des Advokaten. Er spielte sicher und korrekt, aber in den Grenzen seines Temperaments; er schien zu schwer, zu nachdrücklich, zu wichtig für den windigen Patron. Die Incenernung war glänzend und reich, und zu reich im Verhältnis zu dem, was uns der Dichter bieten konnte. — dt.

— n. Schall und Rauch. Das Ueberbrett, das Serenissimus allabendlich mit seinem Besuche beehrt, brachte am Sonnabend ein paar Novitäten: *Agelstein* einmaltige Komödie „Die Grenze“ war zu ernst und schwer, um auf einem Brett zu wirken. Es ist die Geschichte von dem aristokratischen Offizier, dem es zuerst unmöglich ist, einen strebsamen Handwerker zu seinem Schwiegersohn zu machen, weil der Mann bürgerlich ist und Masnussen heißt. Da aber wird der Herr Oberst im Avancement übergegangen, er muß sich pensionieren lassen. Alles das wird ihm schon schwer, am schwersten aber, daß seine Tochter noch immer nicht verheiratet ist. Allein die Tochter liebt den Mann mit dem plebejischen Namen noch immer und gesteht dies auch ihren Eltern ein. Als Oberst a. D. denkt der aristokratische Vater nun doch etwas anders als früher. Mag einer bürgerlich sein und mag er wozumöglich auch Masnussen heißen: er ist ihm willkommen, wenn der Oberst seine Tochter nur gut versorgt weiß. Und Masnussen kommt! Schade, daß der fallende Vorhang den Verlobungsakt unseren Blicken entzog! — Ein kreuzfides Brettstück war Ferdinand Kroneggs „Bauernkumedi“. Der Fehler dieses parodistischen Einakters lag nur darin, daß er zu fein war, daß die Pointen zu leicht übersehen werden konnten. Ein gut Teil von der Komik des Stückes geht davon aus, daß die Personen, so oft sie einander ihr Herz ausschütten wollen, in Citaten reden, die aus irgend einem Banertheaterstück stammen. Der Inhalt ist folgender: Ein Burck liebt ein Dindl und bittet seinen Vater um die Erlaubnis, das Mädchen heiraten zu dürfen. Da erfährt er aber zu seinem Schrecken, daß seine Liebste eigentlich seine Schwester ist, denn sein Vater sei auch der Vater des Mädchens. Der Burck ist tiefunglücklich, dellamiert die düstersten Citate und singt: „Verlassen bin ich“ u. a. m. Da kommt seine Mutter ins Zimmer; er gesteht ihr seinen Kummer und erzählt ihr, was er soeben vom Vater erfahren habe. Allein die Mutter tröstet ihn rasch und wandelt sein Leid in Freud, denn auch er sei nicht der Sohn

seines Vaters, sondern der Sohn eines Grafen; seine Liebste sei also auch nicht seine Schwester. Aus Freude über diese Kunde werden ein paar Schuadähüpfel gesungen. Doch als man im besten Vergnügen ist, schneit die Idee, die Liebste des Burcken ins Zimmer und liest aus einem großen Schreibebrief vor, daß sie auch die Tochter des Grafen, also die Schwester ihres Liebsten sei. Aus einer Heirat kann also nichts mehr werden. Da kommt zuguterletzt noch der Alte herein und alle vier tanzen vergnügt einen Schupplattler. Die Darstellung der kleinen Scene war vorzüglich. Zwischen den einzelnen Stücken — zum Schluß wurde noch Schmitzlers „Abschiedsouper“ gegeben — glänzten Serenissimus und Sindermann zum Gaudium des Publikums mit ihrer Weisheit. —

Wuffi.

Häufig genug hat man über biedermännische Trodenheit im Vortrag selbst hochstehender Konzertsänger zu klagen. Auffallend selten drängt sich uns eine Klage über das Gegenteil auf, d. i. über Maniertheit im Ausdruck, ja auch nur über ein Zuviel an freier Bewegtheit. Und doch würde dies den Entwicklungen andrer Künste in der Gegenwart entsprechen; man sehe nur, wie sich der „Vortrag“ der Maler und Bildhauer von früherer akademischer Kühle zu einem energischen Ausdruck umgewandelt hat. Im eigentlich so zu nennenden Vortrag, in dem der „redenden“ Künstler, wird eine Ausdrucksfülle noch am ehesten dadurch angestrebt, daß man wild naturalistisch drauf los tollt und nach Belieben raft, oder schleppt, oder raft und schleppt, oder schleppt und raft, mag dem auch die Eigengestalt des vorzutragenden Werkes allangebilds zum Opfer fallen. Herr Mag van de Sandt gehört zu den Klavierpielern von solcher Art. Er ist kein Neuling mehr. 1863 als Holländer geboren, durch Liszts Schule hindurchgegangen, vielseitig konzertirend, zeitweilig in Berlin Konservatoriumslehrer, wirkt er jetzt als solcher in Köln. Sein sicherster Vorzug ist ein guter, zumal ein feingit singender Anschlag. Und wo es sich um Stücke handelt, bei denen es darauf sowie auf ein freies Ergehen im Phantastischen, Apathodischen, Recitativischen ankommt, dort ist van de Sandts Spiel wirklich hörenswert. Nun mag man jedoch über Keitheit schimpfen, wie viel man will: fest bleibt doch die Forderung, jene Vorzüge nur eben in den Dienst der Deutung eines Kunstwerkes, insonderheit in den Dienst der Klarlegung seines Aufbaues, zu stellen und zu diesem Zweck vor aller freien Veseeltheit erstens korrekt (genau, frei) und zweitens deutlich (nicht mißverständlich) zu spielen. Ich sage: vor aller freien Veseeltheit; man könnte auch sagen: in ihr; denn durch allen Ausdruckssturm hindurch muß eben die Korrektheit sowie die Deutlichkeit so gewahrt bleiben, wie ein Naturkörper durch alle „Störungen“ hindurch seine elementaren Bewegungsgesetze beibehält. Vielleicht weiß van de Sandt besser als wir, wie Liszt dies veranschaulicht hat. Die Sage erzählt, er habe einen Schüler, dem er das „Rubato“ erklären wollte, zum Fenster geführt und ihn auf einen Baum aufmerksam gemacht, dessen Wipfel im Winde hin und her ging, während doch der Stamm fest blieb. Allein wenn jener Konzertgeber schon den Anfang von Beethovens As-dur-Sonate, ein schlichtes melodisches Thema, mit dem erst späterhin Phantastik getrieben wird, ineinander wirft; wenn er das metrisch scharfe Thema des zweiten Sazes als brillante Figur dahinwirft; wenn er in Chopins G-moll-Vallade den doch immerhin epischen Charakter einer solchen Kunstgattung durch schroffen Tempowechsel, zumal durch Verschleppungen, verzerret, dann kann man die Zurechtweisung eines schönen Vorgesages nur bedauern.

Die enge Einschränkung der Kunst van de Sandts auf Apathodisches zeigte sich auch im Programm seines Konzerts; und außerdem bewegte sich dieses nur wieder im Kreis des Abgetrassenen. Wenigstens einen Absteher in das Feld der modernen Miniaturstücke für Klavier (Kirchner, Jensen, Jadasohn, Neger u. a.) hätten wir gerade von diesem Spieler gerne gesehen. — sz.

Notizen.

- Friz Mauthner hat sich von der Schanpielkritik zurückgezogen, um sich ganz der Vollendung seines Werkes „Kritik der Sprache“ zu widmen. —
- Der erste Teil von Björnsens „Maria von Schottland“ geht Freitag zum erstenmal im Berliner Theater in Szene. —
- „Maierchen“, eine Lumpenkomödie von Jon Lehmann kommt demnächst in Holzogens „Buntem Theater“ zur Aufführung. —
- Der Anfang. Das Alexanderplatz-Brettl (Direktion Vanjeweim) hat die Preise seiner Plätze bedeutend herabgesetzt. —
- Der Verdi-Chorus im Opernhaus wird im Mai stattfinden; er wird nicht von der Operleitung selbst, sondern von Angelo Neumann, dem Direktor des Deutschen Landestheaters in Prag, veranstaltet werden. —
- Im VIII. Philharmonischen Konzert, das am 17. Februar unter Arthur Nikischs Leitung stattfindet, gelangen die „Tragische Einsouie“ von Felix Draeseke sowie das Vorspiel zu „Kain“ zur ersten Aufführung. —
- c. Heroisch. Die italienische Dichterin Mathilde Serao hat einen Scheidungsprozeß gegen ihren Mann, den Herausgeber des „Mattino“ in Neapel, Scarfoglio, eingeleitet. Matilde Serao wirft ihrem Manne vor, sie in die Neapeler Skandale hineingezogen und sie kompromittiert zu haben. —